

»Jede Freundschaft mit mir ist verderblich«  
Joseph Roth und Stefan Zweig  
Briefwechsel 1927–1938



»Jede Freundschaft mit mir  
ist verderblich«

Joseph Roth und Stefan Zweig

*Briefwechsel 1927–1938*

Herausgegeben von  
Madeleine Rietra  
und Rainer Joachim Siegel

Mit einem Nachwort  
von Heinz Lunzer



WALLSTEIN VERLAG

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet  
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2011

© für die Briefe von Stefan Zweig: Williams Verlag, Zürich, 1976  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond  
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf  
unter Verwendung einer Fotografie von 1936,  
»Joseph Roth und Stefan Zweig in Ostende«, © Ullstein Bild  
Druck und Verarbeitung: Friedrich Pustet, Regensburg  
ISBN 978-3-8353-0842-8

36. Joseph Roth an Stefan Zweig

[Hotel Restaurant]

Mittwoch [15. 10. 1930]

[Foyot]

[Paris]

Lieber sehr verehrter Stefan Zweig,  
auch dieser Brief wird unzureichend und unzulänglich sein. Ich muß Ihnen aber noch ganz schnell sagen, daß ich mich wundere, wie Sie glauben konnten, Ihr Referat könnte mir nicht genügen. Bei dem Verhältnis, das mich an Sie so stark bindet, wie Sie es wissen, wissen sollten, gibt es doch gar nichts, was kränken oder nicht genügen kann. Die wirkliche Ehre, die Sie mir antun, ist größer als meine Arbeit, und Ihr Name allein, mit dem Sie für mich eintreten, ist eine Auszeichnung, die ich erst verdienen muß. Sie haben mir schon so viel Vorschuß auf meine Verdienste gegeben und dazu das Material für die Verdienste, daß Sie mir gar nichts schuldig sind – und ich Ihnen so unendlich viel! Bitte, nehmen Sie die beiliegende Widmung, die ich Sie bitte, in Ihr Exemplar einzufügen, weil ich hier keine Hiobs habe, als Antwort auf Ihre bescheidene und, entschuldigen Sie: *müßige* Entschuldigung.

Heute fahre ich nach Frankfurt. Statt einer Städtereise von Ost nach West will ich vorschlagen: Eine neue Harzreise, genau nach Heine. Deutschland und Österreich sind ekelhaft geworden. Welch ein Schicksal haben wir, deutsche Schriftsteller zu sein! Wir werden nicht in die Hölle kommen, wir werden aus dem Fegefeuer, das unser Leben ist, in den Himmel gelangen, direkt aus diesem barbarischen Walhalla in den Himmel.

Ein Erfreuliches: ich bin gelöster von meinen Sorgen. Paris hat es gemacht und ein Mädchen, das ich nicht liebe, aber mit dem ich gerne zusammen schlafe. Ich erfahre, daß es ein schöpferischer Akt ist, männlicherseits, eine *Gestaltung*, Umgestaltung des Objekts in eine Persönlichkeit, die wir

selbst sind. Genau: eine litterarische Aktion. Sie, mein lieber verehrter Freund, haben mir mit Ihrer Klugheit geholfen, wie so oft -- und nur noch meine körperliche Schwäche sollte Ihre Freundschaft, Ihr gutes, gutes Herz bekümmern. Meine Leber, mein Herz, mein Magen: sie sind kaputt. Gicht tritt auf. Ich habe jeden Tag an anderen Stellen Schmerzen. Und ich habe plötzlich Angst vor dem Tod bekommen. Ein Zeichen, daß er näher gerückt ist.

Noch habe ich nicht den Vertrag mit Dr. Horovitz unterschrieben, denn er machte plötzlich Veränderungen, die stark von unserer mündlichen Verhandlung abweichen. Aber ich verhandle mit ihm und werde unterschreiben müssen, weil die F. Z. 1000 Zeilen im Monat verlangt und *Reise* für 1000 Mark und sich nicht verpflichtet, Alles zu bezahlen, was sie nicht nehmen kann. Ich muß leben, bis Dezember, wo vielleicht Hiob 10.000 erreicht haben wird.

Aber: Sie sollen wissen: ich bin gefaßter, gleichsam ausgesöhnter mit dem *Schicksal*. Bitte: schreiben Sie mir, wann Sie Zeit haben, wieder durch: Englischer Hof, wo ich bis Freitag, Samstag bin.

Und: Ihre Frau macht mir Sorgen. Diese wirklich edle Frau, ein adeliger Mensch, ist in einer Entwicklung, die mir Sorgen macht. Unsere Freundschaft nehme ich als Grund, vielleicht auch als *Vorwand*, Ihnen das zu sagen. Verzeihen Sie mir! Sie sind ihr jetzt zunächst! Ich möchte sie sehn, wenn ich könnte!

Machen Sie Sich keine Sorge um den Freud! Seine, von ihm selbst gezüchteten Minderwertigkeitsgefühle sind durch den Goethepreis aufgehoben, und die große Noblesse Ihrer Feder wird von selbst funktionieren!

Einstweilen auf Wiedersehn! Wie gerne ginge ich mit Ihnen auf die Balearen! Vielleicht ja!

In alter Herzlichkeit

Ihr alter

Joseph Roth

74. *Joseph Roth an Stefan Zweig*

[Hamburg,] 18. I. 1933.

Sehr lieber teurer und verehrter Freund,  
ich werde also gegen den 25. nach Paris fahren, dann in der Schweiz sein und Sie in München treffen. Ich kann, ohne mit Ihnen gesprochen zu haben, *absolut nichts Neues anfangen*. Ihre Güte und Ihre Klugheit muß ich haben. Ein paar Leute von »Rechts«, die meine jüdische und »linke« Abstammung erfahren haben, fangen ebenfalls an, gegen mich zu hetzen. In den gleichen Rechtsblättern, in denen man für mein Buch geschrieben hat, werde ich jetzt angegriffen. Die Juden und Linken sind nicht besser, eher schlimmer. Verzeihen Sie einem Freund, wenn er Unbedachtes, lediglich Erahtes leichtfertig sagt: Manches von Dem, was auf Rechts gegen Sie vorgebracht wird, dürfte vom Insel-Verlag selbst herkommen; ein Gefühl, nichts weiter. Seien Sie auf der Hut. Ihre Klugheit ist groß, aber Ihre Menschlichkeit verhindert Sie, Schlechtes zu »sehn«, Sie leben vom Glauben und von der Güte. Aber ich sehe und ahne manchmal durchaus und verblüffend treffliche Dinge von der Schlechtigkeit.

Seien Sie herzlichst, innigst begrüßt!

Ihr alter

J. R.

»Amüsieren« Sie Sich bitte nicht zu viel über die Gemeinheit.

103. *Joseph Roth an Stefan Zweig*

Rapperswil Dienstag 7 November 1933.

Lieber verehrter Freund,  
ich freue mich sehr über Ihre Karte. Ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich nicht mehr gewußt hatte, was Ihnen zu schreiben. Ich

habe das Buchhändler Börsenblatt und die Arbeiter Zeitung gesehen; das heißt, man hat sie mir mit höhnischem Triumph gezeigt. Selbstverständlich habe ich den lächerlichen Versuch gemacht, zu dementieren. Sie können Sich denken, wie mir dabei zumute war. Sie wissen nicht, daß ich im Begriffe war, Thomas Mann, Döblin, Schickele wegen ähnlicher Erklärungen anzugreifen. Als ich das von Ihnen erfuhr, war es wie eine Ohrfeige. Dabei konnte man noch den Dreien zu Gute halten, daß sie von dem Scheiß-Bermann-Fischer materiell abhängig sind. Sie sind von der Insel unabhängig. Sie mußten, meiner Meinung nach, zu der Zeit, als Sie Ihren Brief schrieben, schon die ohrfeigende Schlußbemerkung gekannt haben, mit der die famose Reichsstelle die Loyalitätserklärung der Drei tapferen Schneiderlein geschmückt hatte: sie stünde nach wie vor nicht zu der geistigen Haltung der loyalen Dichter.

Nun, ich begrüße den Abstand, der Sie von den Dreien trennt: Diese schrieben an ihren Verleger mit dem Bewußtsein, daß es publik werde: Sie telegraphierten sogar. Sie aber schrieben privat an die Insel. Ich begrüße *nicht*, daß Sie überhaupt geschrieben haben. Gewiß trennt mich viel von Feuchtwanger. Aber nur, was Menschen trennen kann. Von allen aber, *ohne Ausnahme*, die heute für Deutschland, mit Deutschland, in Deutschland öffentlich tätig sind, trennt mich genau Das, was Menschen vom Tier scheidet. Gegen stinkende Hyänen, gegen den Auswurf der Hölle ist selbst mein alter Feind Tucholsky mein Waffenkamerad. Und wenn die »Sammlung« tausendmal Unrecht hätte: gegen Goebbels, gegen Mörder, gegen die Schänder Deutschlands und der deutschen Sprache, gegen diese stinkenden Luther-Fürze hat sogar die Sammlung Recht. Ich finde, daß Klaus Mann, mit dem ich gewiß nicht übereinstimme, die würdigste Antwort auf ihre Briefe an die deutschen Verleger gegeben hat: Die Zuschrift Romain Rollands im neuesten Heft der Sammlung.



Rolland hat Recht. Unter gar keinen Umständen darf ein aufrechter Mensch die »Politik« fürchten. Wir haben ganz große Beispiele in der Literatur. Es ist ein *Hochmut*, olympischer sein zu wollen, als Hugo und Zola. Aber ich gebe zu, daß es Temperamentssache ist, ob man eingreift oder nicht. Loyalität aber bezeugen wollen gegenüber dieser Bande aus Mördern und Scheißern, aus Lügnern und Trotteln, aus Wahnwitzigen und Wortbrechern, Schändern, Räufern, Wegelagerern: Das ist unverständlich. Überlassen Sie den törichten Respekt vor der »Macht«, der Zahl, den 60 Millionen[,] den dummen Hendersons und Macdonalds, den Sozialisten, den Politikern der Pleite. Wenn *wir* nicht die Wahrheit sehn und *auch* vor Fürzen erschauern: wer soll denn sonst das Wahre sehn?

Ich höre Ihren Einwand: wir seien Juden. Obwohl auch mir mein Kopf zu teuer ist, als daß ich mit ihm vergeblich oder gar zum Schaden der Andern gegen die Wand rennen wollte, sehe ich nicht ein, warum ich infolge meines Blutes vom Frontdienst befreit werden und in der Etappe kämpfen sollte. Nein! Nur Bestien, wie jene dort, werden mir mein Blut vorwerfen. Ich bleibe im Schützengraben. Ich *darf* nicht danach fragen, was man davon hält. Ich bin ein Mensch und kämpfe gegen die Tiere für die Menschen. Mögen die Dummen sagen, was sie wollen. Die gerechte Sache ist stärker als das Argument gegen mein Judentum.

Ihr zweiter Einwand: ich unterschätze den Gegner. Ach! Ich fürchte, Sie überschätzen ihn. So dumm die Welt auch ist: von diesem Stall, der jetzt in Deutschland herrscht, läßt sie sich nichts auf die Dauer gefallen. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der europäischen Kultur und Preußen. Merken Sie das wirklich nicht?

Nehmen Sie meinetwegen öffentlich keine Partei. Bewahren Sie meinetwegen sogar noch einen – mir unbegreiflichen – Respekt vor all Dem, was Sie das »Elementar-Nationale«

oder sonstwie nennen wollen. Aber ich beschwöre Sie, hören Sie endlich mit jedem Versuch auf, nach Deutschland auch nur die dünnsten Fäden zu spinnen. Nehmen Sie keine Rücksicht auf die Insel. Jedermann, ganz gleichgültig, wer er ist, wie er früher war, der öffentlich heute in Deutschland tätig ist, ist eine *Bestie*.

Sie haben früher dementiert, daß Sie der Arnold Zweig sind. Sie dementieren durch jede Verbindung mit Deutschland, daß Sie der *Stefan* Zweig sind. (Es ist ein Wort Ihrer Leserin)

Sie haben viel zu verlieren: keine persönliche Würde allein, sondern eine literarische, eine weltberühmte Würde. Tausenden, die so über Deutschland denken, wie ich, *nicht wie Sie*, waren Sie eine Stütze, ein Glauben. Im Kriege standen Sie an der Seite Romain Rollands. Jetzt, wo es schlimmer als Krieg ist, schreiben Sie *aus Rücksicht* an die Insel. Das ist, wie wenn Sie, während des Krieges, an einen Hauptmann des Großen Hauptquartiers geschrieben hätten – nur, weil er sonst durch seine alte Freundschaft mit Ihnen zu Schaden gekommen wäre –: Sie seien »im Grunde« gar kein Gegner des Kriegs.

Alles kommt von Ihrer schwankenden Haltung. Alles Böse. Alles Mißverständliche. Alle dummen Zeitungsnotizen über Sie. Sie sind in Gefahr, den moralischen Kredit der Welt zu verlieren und im Dritten Reich nichts zu gewinnen. Praktisch gesagt. Moralisch aber: Sie verleugnen eine 30 jährige Vergangenheit. Wozu? Für wen? Für einen Geschäftsfreund. Einen braven bornierten Menschen, das Beste, was man von ihm sagen kann, der »an Ihnen« schwere Tausende verdient hat. Dessen Schwiegersohn ein Fememörder ist. Der dadurch allein, daß er in Deutschland bleibt, Alles zunichte macht, was er an Ihnen und sonst Gutes getan hat – getan haben mag. (Auch das Gute war Geschäft.)

Lieber Freund, Sie wissen, daß ich eher zu den Gerechtein-wollenden gehöre, als zu den Unerbittlichen. Mir ist das

Engstirnig-Gehässige zuwider, das Sektiererische, Sie wissen es ja. Aber jetzt, jetzt ist die Stunde der Entscheidung da. Stärker, als im Krieg. Jetzt, angesichts dieser höllischen Stunde, in der die Bestie gekrönt und gesalbt wird, hätte selbst ein Goethe nicht geschwiegen. Zumindest hätte er nicht vor Jenen eine Beziehung zu den Gegnern des III. Reiches dementiert. Jetzt auch ist keine Zeit mehr, von Jud oder Nicht-Jud zu sprechen. Weshalb haben Sie, als Sie im Kriege in der Schweiz waren, nicht bedacht, daß man den schmachlichen Verdacht gegen die Juden, sie sabotierten das Vaterland, nicht verstärken dürfe? Damals waren Sie ein Jude, genau wie heute.

Ich kann Ihre Haltung nicht billigen. Ich bin ein besserer Freund, als die Insel. Und mir, mir allein zuliebe hätten Sie den unseligen Brief nicht schreiben dürfen. Ohne mich zu fragen. Wenn Sie es nicht gewußt haben, gehaut hätten Sie doch, daß ich solch einen Brief nicht gutgeheißen hätte.

Es ist nicht nur die Stunde der Entscheidung in dem Sinne, daß man gegen Deutschland für den Menschen Partei nehmen muß: sondern auch in dem, daß man jedem Freund die Wahrheit sagen muß. Also sage ich sie Ihnen – und glauben Sie mir, die Eile zwingt mich zu einem feierlichen Ton, der mir peinlich ist –: zwischen uns Beiden wird ein Abgrund sein, so lange Sie *innerlich* nicht ganz, nicht endgültig mit dem Deutschland von heute gebrochen haben. Lieber wäre mir, Sie kämpften mit dem ganzen Gewicht Ihres Namens dagegen. Wenn Sie Das nicht können: bleiben Sie wenigstens still. Schreiben Sie nicht an die Insel, an Den oder Jenen. Um »Unannehmlichkeiten« dem Adressaten zu ersparen. Sie schaffen sich selbst damit stärkere. Sie sind klug genug, um zu wissen, daß heutzutage in Deutschland der Inhaber der Insel ebenso ein staatlicher Funktionär ist, wie die Reichsstelle. Sie hätten also wissen müssen, daß Ihr Brief kein privater bleiben kann. Schon jeder gewöhnliche deutsche Staatsbürger ist ein arschleckender Angestellter des Staates;

geschweige dann der Verleger der Insel, oder Fischers. (Ich wünsche ihnen allen das Konzentrationslager.)

(Schicken Sie bitte, an das »Tagebuch« eine Abschrift Ihrer Erwiderung an die Arbeiter Zeitung. Herr Schwarzschild hat mir auch von Ihrem Brief an die Insel Mitteilung gemacht. Ich halte es für wichtig, daß er weiß, wo Sie stehen.)

Noch einmal: Sie müssen entweder mit dem III. Reich Schluß machen, oder mit mir. Sie können nicht irgendeine Beziehung zu einem Vertreter des III. Reiches haben – und das ist dort jeder Verleger – und zugleich zu mir. Ich mag es nicht. Ich kann es nicht verantworten; nicht vor Ihnen, nicht vor mir.

Antworten Sie mir, bitte, so bald es geht. Küssen Sie Frau Zweig die Hand für mich.

Ihr alter Freund

Joseph Roth.

*Mittwoch*

Lieber Freund, ich lese noch einmal den Brief, den ich Ihnen gestern geschrieben habe. Damit Ihnen jeder Zweifel genommen werde: ich habe Ihnen nicht im alkoholischen Zustand geschrieben. Ich trinke beinahe nur noch weißen Wein. Ich bin vollkommen nüchtern. Zweifeln Sie, bitte, nicht einen Augenblick daran.

Zweifeln Sie, bitte, auch nicht daran, daß ich Ihr Freund bin. Auch, wenn Sie meiner Bitte nicht entsprechen und den Verkehr mit Dtschld nicht aufgeben können, bleibe ich Ihr Freund und werde Sie immer verteidigen, wo ich kann.

Ich bin mir, ferner, klar darüber, daß es eine Art Anmaßung meinerseits ist, Ihnen mit Verhaltensmaßregeln zu kommen. Entschuldigen Sie mir. Ich glaube, daß ich mein eigenes Leben verpatzt habe. Aber ich glaube auch, daß ich das Leben eines Nächsten genau übersehen kann. Ich glaube, daß ich Recht habe, was *Sie* betrifft.

Bleiben Sie dem Bilde treu, das ich von Ihnen habe. Ich habe Sie richtig porträtiert.

Sie wissen es selbst am besten (und Ihre Frau weiß es auch.)

Wenn es überhaupt nötig ist, Das zu sagen, obwohl es schamlos klingen könnte: ich sehe genau durch Ihre Weltklugheit hindurch in Ihr poetisches Herz.

Verleugnen Sie es nicht! Bleiben Sie ihm treu. Es lohnt.

Verraten Sie nicht mehr die »Emigration«! Überlassen Sie Das den Schuftten und den Toren!

Ich beschwöre Sie noch einmal: bewahren Sie Ihre Würde!  
Ihr alter

Joseph Roth.

132. Stefan Zweig an Joseph Roth (Brieffragment)

[London, Mitte Juli 1934]

Ich beschwöre Sie, tun Sie nichts in diesem Zustand, senden Sie keine Briefe ab, ohne sie zuvor einem Freund zu zeigen. *Sie sind jetzt überreizt.* Telegrafieren Sie überhaupt nicht, betrachten Sie das Telegramm als noch nicht erfunden. Es macht nicht den Eindruck, den Sie wünschen, sondern es *schädigt*. Es setzt Sie in die Hinterhand, weil man überall Ihre Ungeduld, Ihr Nichtwartenwollen und Nichtwartenkönnen spürt. Ich beschwöre Sie: beruhigen Sie sich! Trinken Sie nicht. Der *Alkohol* ist der Antichrist und das Geld, nicht das arme Kino. Sie stehlen sich nicht Ihren Schatten, sondern machen sich selber zum Schatten, zum Widerspiel Ihrer selbst durch das Trinken – bitte, Freund, nehmen Sie doch endlich mein Angebot an, vier Wochen sich zu curieren und unter strenger unerbittlicher Aufsicht.

[Stefan Zweig]

155. Joseph Roth an Stefan Zweig

121. Promenade des Anglais

Nice, am 31. X. 1934.

Lieber Freund,

ich danke Ihnen herzlich für Ihre liebe Karte. Ich habe, offen gestanden, jeden Tag an Sie gedacht. Arbeiten Sie gut, das wünsche ich Ihnen. In Holland ist der Antichrist ein ganz großer Erfolg. Im Dezember erscheint er holländisch. Und wird »öffentlich« vorgelesen (von einer ganz berühmt sein sollenden holl. Schauspielerin)

Herr von Lange hat mir telegraphisch noch einen weiteren Monat versprochen, hat mir aber das Versprechen nicht brieflich bestätigt. Ich habe noch  $\frac{1}{3}$ , ein gutes Drittel, des Romans zu schreiben. Ich bleibe ohne Geld. Ich bin erledigt, gelähmt. Ich zittere an Händen und Füßen. Ich muß morgen die Miete bezahlen, in 14 Tagen 600 Francs für die Tochter meiner Freundin, es ist schrecklich, es ist schrecklich. Ich kann den Wirt nicht anschauen, es ist demütigend, erniedrigend, so zu leben, ich halte es nicht aus. – Es ist unmöglich. Ich habe nicht die Kraft, mein Leben zu verändern, aber mitten im Buch, hätte selbst ein Goethe nicht die Kraft gefunden. Ich bin ein Mensch, ein Mensch, ich gebe nichts, gar nichts dafür, ein »Genie« zu sein. Mein Roman ist historisch und doch sehr menschlich. Ich glaube, es wird ein sogenannter »Erfolg«, weil die Leute nur das »Historische« sehen werden. – Huebsch hat sich nicht gemeldet, hat mich also »sitzen lassen« – in höchster Not. Noch Ehrensulden: *der österreichischen Ges[an]dtsch[a]ft in Paris* – für meine Freunde. Ach, ich bin blöd und gescheit – und zu gleicher Zeit, das macht mich noch unglücklicher. – Und es ist sehr schlimm, so gedemütigt sich zu fühlen, so eine Art Kellner – so fühle ich mich – und dabei schreiben, schreiben, schreiben! Ich gehe zu Grunde. Ich kann nicht weiter. Ich kann wirklich nicht weiter, ich bin blöd, ich habe mich

eingelassen, in fremde Schicksale habe ich eingegriffen, ohne zu bedenken, daß mein Gewissen so groß ist, daß ich sie nie mehr los werde, das war dumm, aber so ist es, ich kann nicht widerstehen. Ich kann keine Not sehen – und ich kann nicht, ich kann nicht. Ich gehe daran zu Grunde. Offenbar bin ich zu schwach. Ein starker Mensch bleibt am Leben. Ich gehe an ganz kleinen lächerlichen Dingen zu Grunde. An 600 Francs, an der Heizung, am Hausmeister. – Ich habe keine Zigaretten mehr. Herr Landauer leistet es sich, mich zu beschimpfen, ich bin der letzte Dreck und schlimmer noch: ich habe das Gefühl, es wirklich zu sein, und ich fühle mich, wie angespuckt; ohne Abwehrmöglichkeit; und bin innerlich so stolz, so stolz. Sie haben recht, recht, mit Ihren Ratschlägen, aber, was fange ich damit an, mit diesen Ratschlägen, Sie kennen nicht und Sie wissen nicht, Sie wissen *doch* nicht, wie mir zu mute ist, Sie haben mich nur »gescheit« gesehn – und ich bin es *nicht*, ich habe es nur *gespielt*! Ach, mir ist so schlecht, so schlecht, ich habe mich nicht nur gedemütigt, ich fühle mich auch gedemütigt, ich *bin* gedemütigt, ich kann dieses Leben nicht mehr aushalten. – Ich habe einen Bettelbrief an de L. geschrieben – und jetzt läßt er mich sitzen, trotz dem Erfolg – und welch ein Wahnsinn war es, 6 Monate Vorschuß für einen Roman zu nehmen, nur deshalb, weil ich 7 Menschen erhalte! Ach Gott! Und wie sollte ich es nicht. Ich war ein Schuft, ich habe nach 6 Monaten einen Roman versprochen, und ich wußte doch, daß es unmöglich ist.

Lieber Freund, lieber Freund!

Ihr alter

J. R.

Joseph Roth,  
Paris 6,  
Hotel Foyot  
33, Rue de Tournon

6. 12. [19]35

Lieber Freund,

ich habe seit drei Tagen Hämorrhoiden und kann nicht am Tisch sitzen und schreiben. Verzeihen Sie also das Diktat. Grasset hat das Buch gekauft. Der Herr Brun mußte aber doch laut meinem Vertrag mit de Lange direkt verhandeln und nicht mit mir. Ich würde ihn gern aufsuchen, finde aber keinen plausiblen Anlaß für diesen Besuch, ohne zudringlich zu erscheinen.

Ich habe verstanden, daß Sie gegen den 14. Dezember hier sein können, und daß Sie nur drei oder vier Stunden für mich Zeit haben. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, in dieser Zeit einen genauen Einblick zu bekommen. Jedenfalls bitte ich Sie herzlichst, sich wenigstens eine von diesen Stunden reservieren zu wollen für meinen Freund, der Ihnen genaue Auskünfte wird geben können, besser und klarer, als ich.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre trostreiche Karte. Mein Zustand ist zu fürchterlich, als daß ich mir etwas aus Döblin machen würde. Er war übrigens immer ein Krakehler und gehört zu den von mir so abgründig gehassten »aktivistischen Schriftstellern«, von denen es in Deutschland in den letzten Jahren gewimmelt hat. Er dürfte es übrigens wissen.

Ich umarme Sie herzlich

Ihr alter treuer

Joseph Roth

Der Kuriosität halber schicke ich Ihnen einen Ausschnitt aus dem »Wiener Journal«, in dem geschrieben steht, daß sich der Gangster Schulz bemüht hatte, Shakespeare und Sie zu



verstehen. Die Gangster scheinen also einen besseren Geschmack zu haben, als die amerikanischen Millionäre. Man sollte den Ausschnitt dem Huebsch zuschicken. (Ich habe das Gefühl, daß es für Amerika gut wäre.)

Ich bitte Sie sehr, kommen Sie und helfen Sie mir. So wahr ich noch leben will, ich kann nicht weiter. Ich werde kränker, und ich habe niemanden. Meine Einsamkeit ist so stark, daß ich mich an jeden Beliebigen klammere, nur, um nicht schlafen zu gehn, das heißt, in ein Bett ohne Schlaf. Armut wäre glücklich, aber keine Enge. Und keine Schuld. Und keine materielle Verpflichtung. Ich bin erniedrigt, jeden Tag, und meine Mißachtung vor mir selber wandelt sich in körperliche Krankheit aller Art. Wen soll ich rufen, wenn nicht Sie? Sie wissen, daß Gott sehr spät antwortet, meist nach dem Tode. Ich will nicht sterben, obwohl ich den Tod nicht fürchte.

Ihr

J. R.

189. *Stefan Zweig an Joseph Roth*

[Hotel Westminster]

[21. Januar 1936]

[Promenade des Anglais]

[Nice]

Lieber Freund, unsere Briefe haben einander gekreuzt. Was Landauer Ihnen schreibt, habe ich immer vorausgefürchtet – ich wußte seit langem, daß Sie nicht auf eine Erhöhung rechnen könnten sondern nur auf ein Herab. Deshalb war ich immer so verzweifelt, daß Sie schon mit den noch verhältnismäßig höheren Ansätzen nicht auskamen, ich *wußte* mit meinem gräßlich wachen Voraussehen, daß zunächst für die Emigration die Curve noch nach abwärts geht (um wieder

aufzuschwingen, weil kein Nachwuchs da ist und Männer wie Sie dann erst in das rechte Relief treten, wenn die Überdrängung aufgehört hat).

Aber wie gesagt – ein Plan muß gemacht werden für die nächsten Monate. Sie müssen über den toten Punkt hinweg. Freilich fürchte ich, daß noch Vorbelastungen da sein werden. Kann mir nicht Dr. Wolff oder Leites eine genaue Aufstellung schicken damit wir einen Plan dann in Paris feststellen können. Ich weiß ja nicht, wie weit Ihre Vereinbarungen mit Huebsch geglückt sind, wieviel Sie voraus verkauft und verpfändet haben, ob Sie überhaupt noch in den nächsten Monaten auf etwas zählen können oder schon *alles* Ihnen vorausbezahlt ist. Aber dann müssen *Sie* uns auch helfen. Die tägliche Alkoholation muß herabgesetzt werden. Ich sehe es an mir, dem das Nikotin so unentbehrlich war wie Ihnen der Schnaps, daß man mit dem Willen etwas ausrichten kann. Wir müssen dann (in *Ihrem* Interesse) Ihnen alkoholische Einschränkungen aufzwingen. Sie werden uns verfluchen und Schufte nennen, aber es ist nötig um *Ihretwillen*. Nicht wir allein können Ihren Zusammenbruch aufhalten, Sie müssen mithelfen. Sie müssen sich in den Plan dann einfügen, Sie dürfen (abgesehen von Ihrer Gesundheit) einen gewissen Betrag für Alkohol nicht überschreiten – schon darum, weil es unmoralisch ist für dieses Gesöff mehr auszugeben, als eine normale Familie braucht. Lieber, Guter, bitte, klagen Sie nicht immer die Zeit und die Schlechtigkeit der Menschen an, geben Sie auch zu, daß Sie selbst an Ihrem Zustand schuld sind und helfen Sie uns, daß wir Ihnen helfen können. Erfinden Sie keine Sofismen, daß der Schnaps edel, weise, productiv mache – *il avilit*, er *erniedrigt*. Da Sie leben wollen (Gottseidank) müssen Sie jetzt die Musceln spannen. Ich habe acht *böseste* Tage hinter mir durch das Nichtrauchen (sonst täglich 12 schwere Cigarren!) – heute weicht endlich der Druck ich fühle mich wie nach einer Darmausspülung so

leicht und entlastet. *Ich fühle seit meiner Kasteiung ein Recht von Ihnen eine Enthaltbarkeit oder zumindest Herabsetzung der Ration zu fordern.* Und vor allem, machen Sie den Roman fertig, damit Sie ausruhen können.

Ich bin hier mit Jules Romains gestern wieder gewesen: sein Roman ist doch das Stärkste der letzten Jahre. Heute sehe ich Schickele – Heinrich Mann scheint nicht hier zu sein.

Herzlichst Ihr

Stefan Zweig

251. *Stefan Zweig an Joseph Roth*

[London, 10. 10. 1937]

Lieber, eben Ihr Brief. Er macht mich traurig. Ich erinnere mich, wie wir einander vordem schrieben: wir erzählten einander unsere Pläne, wir rühmten Freunde und freuten uns unseres Verstehens. Ich weiß jetzt von nichts was Sie vorhaben, was Sie schaffen; in Italien erzählte man mir von Ihrem andern Roman und hat ihn gelesen und ich weiß nichts von ihm. Roth, Freund, Bruder – was geht uns der Dreck um uns an! Ich lese *einmal* in der Woche die Zeitung und habe dann an den Lügen *aller* Länder genug, das Einzige, was ich tue, ist daß ich versuche hie und da einem Einzelnen zu helfen – nicht materiell, meine ich, sondern auch Leuten herauszuhelfen aus Deutschland oder in Rußland oder sonst in Nöten: vielleicht ist das die einzige Art, in der ich activ zu sein vermag. Ich widerspreche nicht, wenn Sie mir sagen, daß ich flüchte. Wenn man Entscheidungen nicht durchkämpfen kann, soll man vor ihnen davonlaufen – Sie vergessen, *Sie, mein Freund*, daß ich mein Problem im »Erasmus« öffentlich gestellt habe und nur eines verteidige, die Unantastbarkeit der individuellen Freiheit. Ich verstecke mich nicht, schließ-

lich ist der Erasmus da, in dem ich auch die sogenannte Feigheit einer concilianten Natur darstelle *ohne* sie zu rühmen, *ohne* sie zu verteidigen – als Faktum, als Schicksal. Und ebenso der »Castellio« – das Bild des Mannes, der ich sein möchte.

Nein, Roth, ich war nie eine Secunde einem wahren Freunde untreu. Wenn ich Tosc[anini] sehen wollte, so weil ich ihn ehre, weil man mit einem 72 jährigen Menschen jede Gelegenheit nutzen muß und *ich habe ihn ja dann gar nicht gesehen* (das überlasen Sie in meinem Brief) weil ich fort mußte, Amsterdam lag ab von meinem Weg und ich wußte gar nicht, ob Sie in A. oder in Utrecht seien. Roth, wie wenige sind wir und Sie wissen, sosehr Sie Sich gegen mich wehren, daß kaum irgend jemand sosehr an Ihnen hängt wie ich, daß ich alle Ihre Erbitterungen ohne Gegenerbitterung fühle: es hilft Ihnen nichts, Sie können gegen mich tun was Sie wollen, mich privat, mich öffentlich herabsetzen oder befeinden, Sie kommen *doch* nicht davon los, daß ich eine unglückliche Liebe zu Ihnen habe, eine Liebe, die an Ihrem Leiden leidet, an Ihrem Haß sich kränkt. Wehren Sie Sich nur, es hilft Ihnen nichts! Roth, Freund, ich weiß daß Sie es furchtbar schwer haben und das genügt mir, um Sie noch mehr zu lieben und wenn Sie böse, gereizt, voll unterirdischer Ressentiments gegen mich sind, so spüre ich nur, daß das Leben Sie quält und Sie aus richtigem Instinct gegen den schlagen, gegen den Einzigem vielleicht, der es Ihnen nicht übelnimmt, der gegen alles und alle Ihnen treu bleibt. Es hilft Ihnen nichts, Roth, Sie können mich nicht abbringen von Josef Roth. Es hilft Ihnen nichts! Ihr

St. Z.